

Die Studien dieses lesenswerten Sammelbandes werden durch zwei Beiträge abgerundet, die für ein (Wieder-)Aufleben der feministischen Position in der Geschichtswissenschaft plädieren. Unter der Programmatik „Geschichte be-lesben“ zeigt Ilona Scheidle am Beispiel eines historischen Stadtrundganges in Heidelberg, wie aktiv feministisches Wissen produziert werden kann, um gängige Sichtweisen zu revidieren. Kornelia Hauser knüpft an die Tradition der Frauenbewegung an, in der Wissen über die gesellschaftlichen Verhältnisse und Befreiung, sprich: politische Praxis, zusammengedacht wurden. Poststrukturalistische Ansätze in der Theorie, neoliberale Umbauten der Bildungsinstitutionen sowie das Verblässen des Zusammenhangs von erlittenem Leid und antizipiertem besseren Leben haben aktuell den Zusammenhang von Praxis und theoretischer Reflexion in der Frauenforschung zerrissen. Dem von ihr vorgetragenen Plädoyer, Sozialwissenschaft (wieder) zu einer Reflexionswissenschaft zu machen, sind viele der hier versammelten Beiträge gefolgt: In der Analyse des Zusammenhangs von Geschlecht und (wissenschaftlichem) Wissen reflektiert wissenschaftliches Wissen auf sich selbst, seine Produktionsbedingungen und Machteffekte und kann so auch einen wesentlichen Beitrag zur Aufklärung über die aktuellen gesellschaftlichen Verhältnisse liefern.

Anelis Kaiser

Neue Versuche zur Konfiguration und Konstitution von Materialitäten und Verkörperungen

Corinna Bath/Yvonne Bauer/Bettina Bock von Wülfigen/Angelika Saupe/Jutta Weber (Hrsg.): *Materialität denken. Studien zur technologischen Verkörperung – Hybride Artefakte, posthumane Körper*, Bielefeld 2005 (transcript Verlag, 222 Seiten, 23,80 €).

Beim Betrachten des Deckblattes von *Materialität denken. Studien zur technologischen Verkörperung – Hybride Artefakte, posthumane Körper* bleibt der Blick an der Kopfbedeckung der darauf abgebildeten Babuschka hängen. Wie bei einem *trompe l'oeil* oszilliert das Auge zwischen zwei möglichen Interpretationen, wir fragen uns, ob dieses schwarze ‚Etwas‘ als ein zusätzliches Schmuckstück und somit als ein Bestandteil der Babuschka oder als eine auf dem Hintergrund aufgetragene Bemalung zu betrachten ist. Der Grund dieser Verwirrung ist, dass wir auf den ersten Blick nicht identifizieren können, woraus dieses ‚Etwas‘ besteht. Auf diese Weise bringt diese Abbildung das zentrale Thema des Bandes recht gut auf den Punkt: Das Thema der Materialität – und wie wir darüber zu denken im Stande sind.

Materialität denken umfasst die zu einem Band ‚materialisierten‘ Gedanken von sechs Autorinnen über das Verhältnis von Materialität und Technologien in der *Technoscience*. Dieser Sammelband entstand in einer inter- bzw. transdisziplinären Zusammenarbeit zwischen Vertreterinnen der feministischen Naturwissenschafts- und Technikkritik und der *Cultural Studies of Science* und untersucht, wie in un-

serer Technowissenschaftskultur neue, historisch spezifische Formen der Verkörperung konfiguriert werden. Er verfolgt das Ziel, technologische Verkörperungen ins Zentrum des Blickfeldes zu rücken und Neukonstitutionen von Materialität anzuregen, um dadurch weiterführende Debatten innerhalb dieses Forschungsfeldes anzustoßen.

Die Einleitung der Herausgeberinnen beginnt mit einem kurzen Überblick bisheriger feministischer, naturwissenschafts- und technikkritischer Positionen, in denen die Themen Geschlecht bzw. Geschlechterverhältnisse explizit zum Tragen kommen. Es wird darauf verwiesen, dass selbst die feministische Naturwissenschafts- und Technikkritik jüngerer Zeit die Vorstellung eines vorgängigen Körpers nicht zu überwinden vermochte. Aktuelle Technologien schreiben sich also nach wie vor in einen ‚passiven‘ Körper ein und der Körper ist den technologischen Entwicklungen gegenüber in einem Unterwerfungsverhältnis gefangen.

An diesem Punkt setzen die Herausgeberinnen an. Ausgehend von einer transdisziplinären Erkenntnis- und Forschungsform, mit besonderem Augenmerk auf die Selbstreflexion über die eigene Disziplin, suchen sie nach materiellen Verkörperungsformen fernab von technikkritischen oder technikidealisierenden Diskursen. In *Materialität denken* wird getrennt und verbunden, unterschieden und zusammengetragen. So unternehmen die ‚Profetinnen‘ – all die Herausgeberinnen sind seit Jahren im Projekt feministische Theorien im Nordwestverbund (ProFeTiN) engagiert – einerseits „notwendige Unterscheidungen“ zwischen erkenntnistheoretischen, rhetorischen und ontologischen Annahmen, wobei die rhetorische Ebene als Strategie deklariert wird. Auf der anderen Seite verbinden („produktive Verbindungen“) sie verschiedene Ansätze aus der kritischen Theorie, aus den Aktornetworktheorien, dem Sozialkonstruktivismus, der deutschsprachigen Wissenschaftsphilosophie und den *Cultural Studies of Science and Technology* zu einer eigenen Position mit dem Ziel, die Dimensionen des Materialen, des Soziopolitischen und Semiotischen zusammenzubringen. Im Zentrum der Kritik steht ein Körper ohne Handlungs- und Gestaltungsmacht, was sie zu einem Verständnis von Körper als „situierten Akteur“ führt. Aber cave, der Körper sei nicht im Sinne eines autonomen Subjekts zu verstehen, welches im Stande ist, sich den Technologien oder Diskursen zu widersetzen, da damit nur neue (Re-)Naturalisierungen geschaffen würden. Vielmehr postulieren die Herausgeberinnen einen Körper, der gleichzeitig konstituiert und konstituierend wirkt. Anders als poststrukturalistische Erklärungsansätze jedoch, die den Körper als Kategorie auffassen und angesichts seiner diskursiven Konstruktion verwerfen, suchen sie ausgehend von Haraways späterem Werk nach einem neuen Verhältnis zum Körper. Körper werden als „nicht deckungsgleich mit den sie hervorbringenden diskursiven und technologischen Praktiken“ (S. 21) definiert, sie sind auch nicht Produkt diskursiver Praktiken als vielmehr „eigenständige, eigensinnige und nicht vollständig anzueignende Entitäten“ (S. 21). Die Herausgeberinnen gehen von einem Körper aus, der sich nicht einem Erkenntnissubjekt, einem Diskurs, der Gesellschaft oder der *Technoscience* unterordnet, der aber auch

nicht den Status eines souveränen, sich sämtlichen technologisierenden Entwicklungen unserer Gesellschaft widersetzenden Subjektes innehat.

So untersucht *Yvonne Bauer* sexualwissenschaftliche Körpervorstellungen und zeigt den Wandel vom industriellen zum kybernetischen Lustkörper im Zusammenhang mit dem Einfluss neuer Technologien auf; *Jutta Weber* fokussiert auf den Stellenwert von Körper und Materialität in der Künstlichen Intelligenz bzw. in der Artificial Life Forschung und Robotik; *Bettina Bock von Wülfigen* widmet sich dem Geschlechtskörper und zeigt am Beispiel einer Studie auf, wie darin die Materialisierung von Geschlechtlichkeit und lesbischer Identität konstruiert werden; *Luciana Parisi* untersucht die virtuelle Materialität im bioinformatischen Kapitalismus; *Torsten Wöllmann* legt dar, wie der Männerkörper als biologischer Geschlechtskörper entdeckt wird; *Maria Osietzki* stellt das Neurolinguistische Programmieren als neue Verkörperungspraktik vor und *Karen Barad* schließlich unternimmt eine theoretische Annäherung an den Prozess der Materialisierung mit dem Impetus, Diskurstheorie und ontologische Materialitätsverständnisse einander anzunähern.

Zwei Beiträge aus *Materialität denken* sollen im Folgenden ausführlicher vorgestellt werden. Es sind dies „Posthumanist Performativity: Toward an Understanding of How Matter Comes to Matter“ von *Karen Barad* und „Esoterische Verkörperungen – Die breiten Schwellen zwischen Wissen und Glauben“ von *Maria Osietzki*. *Barad* befaßt sich explizit und direkt mit dem Thema der „Materialisierung“, während *Osietzki* einen impliziten Umgang damit pflegt. Kontrastierend zueinander geben diese Artikel exemplarisch wieder, was diesen Sammelband ausmacht: explizite und implizite Verkörperungen.

Ausgehend von ihrer Kernfrage, nämlich wie Materie zur Materie wird, kritisiert *Barad* die Unterberücksichtigung von Materie in der Analyse unserer sprach- und diskurslastigen Signifizierungspraktiken. Können wir überhaupt nach materiellen Gegebenheiten fragen „when materiality itself is always already figured within a linguistic domain as its condition of possibility?“ (S. 187). Schwer zu überwinden seien an dieser Stelle unsere Repräsentationslogiken, die uns nicht ermöglichen, jenseits von Repräsentanten und das zu Repräsentierende, von Materie und Diskurs zu denken. Interessanterweise rekurriert sie zur Annäherung an dieses Problem auf das diskursanalytische Instrument der Performativität. Eine ‚richtig ausgelegte‘ Performativität nämlich lasse die exzessive Gewichtung der Sprache bei der Erklärung dessen, was real sei, an sich abprallen und wiese entgegen vieler Annahmen gerade *nicht* die Tendenz auf, alles – materielle Körper eingeschlossen – in Diskurse aufzulösen. Gezielt und geradewegs begibt sich *Barad* auf die Suche nach einem neuen Verständnis von Materialität und Materialisierung in ihrem materiellsten Sinne, fokussiert auf das ‚Wie‘ des Prozesses der Materialisierung und wagt auch einen interessanten – aber zirkulären? – Gedanken:

„(...) any robust theory of the materialization of bodies would necessarily take account of *how the body's materiality – for example, its anatomy and physiology – and other material forces actively matter to the processes of materialization.*“ (S. 194, Hervorhebung im Original)

In diesem Zusammenhang und unter Bezugnahme auf Foucault, Butler und andere hebt sie hervor, dass eine Betrachtungsweise von Körper als Endprodukt diskursiver Akte ein Verständnis von Körper als Oberflächenstruktur impliziere und somit Materie um eine wesentliche Eigenschaft ihrer selbst betrüge. Sie fragt beispielsweise, wie die Bestandteile des biologischen Körpers, die Atome, dazu kämen, Materie zu werden. Zur Beantwortung dieser und ähnlicher Fragen und als Alternative zum oben bemängelten Repräsentationalismus stellt sie in ihrem Artikel den Ansatz der „posthumanistischen Performativität“ vor, wozu die promovierte Physikerin zuerst einmal eine ontologische Absicherung heranzieht. Basierend auf Niels Bohrs theoretische Annahmen, Dinge hätten keine inhärent festgelegten Grenzen und Worte keine inhärent festgelegten Bedeutungen, verfiht sie in ihrem Ansatz eine

„(...) *causal relationship between specific exclusionary practices embodied as specific material configurations of the world (i.e., discursive practices/ (con)figurations rather than ‚words‘) and specific material phenomena (i.e., relation rather than ‚things‘).*“ (S. 199, Hervorhebung im Original)

Diese kausale Beziehung ist eine der *agential intra-actions*. Mit dem Begriff der *intra-action* möchte sie den Unterschied zu *interaction*, die von einer Präexistenz voneinander unabhängiger Einheiten ausgeht, markieren. Ihrem Verständnis nach gibt es keine vorgegebenen Dinge, die primären epistemologischen Einheiten sind „Phänomene“, die sie des Weiteren als ontologisch primitive Relationen und als „(...) ontological inseparability of agentially intra-acting ‘components‘“ (S. 200) definiert. Gerade und nur durch spezifische *agential intra-actions* werden bestimmte Eigenschaften und Abgrenzungen phänomenologischer Aspekte und bestimmte verkörperte Konzepte bedeutungsvoll und bedeutungsträchtig. Phänomene werden durch *agential intra-actions* multipler Apparaturen von Körperherstellungspraktiken produziert, wobei Apparaturen eine konstitutive Rolle bei der Umdeutung von Diskursen und Materie im Sinne von *intra-actions* spielen. *Intra-actions* verlangen nach einem neuen Verständnis von Kausalität, was auch der Grund dafür sein mag, dass bei einer Leserin mit konventionellem Kausalitätsverständnis ein widerspenstiger Rest Unklarheit in Barads Ausführungen zur „performativen Metaphysik“, wie sie selbst letztere Überlegungen betitelt, zurückbleibt. Durch iterative *intra-actions* kämen Phänomene zu ihrer Materie, eine nicht fixierte Materie, sondern eine „Substanz in ihrem intra-aktiven Tun“, „not a thing, but a doing, a congealing of agency“ (S. 206). Letzteres setzt sie mit Performativität gleich. Darüber hinaus sollen ihre Auslegungen zur performativen Metaphysik nicht in einem anthropomorphischen Sinne verstanden werden. Alle Körper, nicht nur menschliche, kämen auf diese Weise zu ihrer Materialität und weil ihr Ansatz – im Gegensatz zu diskursiven Praktiken, die ihrer Meinung nach „boundary-making practices“ (S. 206)

sind – Grenzen aufzulösen im Stande ist, gäbe es keine fixen Grenzen zwischen menschlich und nicht menschlich, was den Begriff des „posthumanist“ erklärt. Ausdrücklich hebt sie hervor, dass materielle Gegebenheiten von Bedeutung sind, nicht weil sie bestimmte Diskurse, die die aktuellen hervorbringenden Größen für Körper sind, „unterstützen“, sondern weil sie durch iterative Intra-Aktionen die Welt in „ihrem Tun“ materialisieren.

Als „esoterische Verkörperung“ bezeichnet *Maria Osietzki* das „Neurolinguistische Programmieren“ (NLP), eine Kurzzeittherapieform, die von R. Bandler und J. Grinder Ende der 70er Jahre entwickelt wurde und sich auch heute noch großer Beliebtheit erfreut. Laut der Autorin verdankt das NLP seine weit verbreitete Popularität hauptsächlich zwei charakteristischen Wesensmerkmalen. Zum einen passe es in unsere postmoderne Gesellschaft, in der konstruktivistische Denkmodelle über unsere Kultur vorherrschen. In einer konstruktivistischen Ordnung erhalte das Thema der ‚Repräsentationen‘ eine zentrale Rolle, doch nicht nur die Repräsentationen an sich, sondern und vor allem auch die Veränderbarkeit der Repräsentationen, welche kulturellen und historischen Transformationen unterliege und somit beeinflussbar sei, spiele eine tragende Rolle. Zum anderen befände sich das NLP durch seine wissenschaftliche Einbettung in der Hirnphysiologie und Kognitionspsychologie genau im Trend unserer Zeit. Aus diesen Gründen erlaube das NLP als vielversprechende und seriös wirkende Alternative den Eingriff in unsere mentalen Repräsentationen zur Veränderung fixierter Einschränkungen, die den menschlichen Blick auf die Welt trüben. Eine an dieser Stelle eingefügte Ausdifferenzierung zwischen kognitionspsychologischem und geisteswissenschaftlichem Verständnis von ‚Repräsentation‘ wäre zur Vermeidung einer begrifflichen Konfundierung dieser Termini von Nutzen gewesen. Weiterhin hätte, so die Autorin, dieses zur „humanen Technologie“ umgewandelte psychologische Instrument mit kybernetischer Metaphorik zum Ziel, unsere Denkweisen neu zu „modellieren“ oder neu zu „programmieren“, unsere „Daten“ zu verändern und ein neues „reframing“ der Person herzustellen. Prozesse der Materialisierung werden bei *Osietzki* nicht ausgearbeitet, doch lassen sich einige implizite Momente von ‚Verkörperungen‘ des NLPs eruieren, beispielsweise in der Hinsicht, dass diese interventionistische Maßnahme spezifische und einfache Prinzipien lehre, die unmittelbar auf den Körper einwirken und welche, laut seinen Erfindern, auch direkten Einfluss auf die Arbeitsweise des Gehirns nehme. Von weitaus zentralerer Bedeutung als die Materialisations- oder Verkörperungsformen scheint die ‚Funktion‘ des Körpers beim Neurolinguistischen Programmieren zu sein. Der Körper ist nach Ansicht der NLP-Gründer in seinen Regungen kongruent, da er gehirnphysiologisch gesteuert auf die Umwelt und seine Erfahrungen reagiere und unter anderem auch aus diesem Grund der „entscheidende Ort für die Initiierung persönlicher Veränderungen, die auf der Basis seiner [des Körpers, A.d.V.] sensuellen Auskünfte eingeleitet (...) werden“ (S. 177). Nicht zuletzt weil der Körper als „Medium“ individueller Veränderungspotentiale aufgefasst werde, so *Osietzki*, verwirkliche und verkörpere sich in ihm die technische und psychopolitische Realität. Realität? Oder marktfähige Fiktion mit Neigung zur Esoterik? Das lässt die Autorin offen.

Alles in allem ist dieses Produkt des Projektes ProFeTiN ein gelungener Sammelband und regt an, weiterführende Debatten zum Thema der Materialität anzustoßen, was erklärtes Ziel der Herausgeberinnen ist. Die Beiträge sind für sich betrachtet interessant, doch sehr heterogen und der Zusammenhang zu denen in der Einleitung aufgeworfenen Fragen und Sichtweisen ist in manchen von ihnen lediglich implizit oder vage. Folgendermaßen werden die einzelnen Artikel so zusammengehalten wie die einzelnen Babuschkas, nur durch ihre Anfangsstruktur: der größten Babuschka bzw. der Einleitung.

Meike Penkwitt

(Re-)Kanonisierung einer vergessenen Klassikerin?

Birte Giesler: *Literatursprünge. Das erzählerische Werk von Friederike Helene von Unger*, Göttingen 2003 (Wallstein Verlag, 352 S., 28,00€).

Literatursprünge, die Promotionsschrift der mittlerweile in Australien lehrenden Germanistin Birte Giesler, liest sich ebenso wissenschaftlich gewinnbringend und zugleich unterhaltsam wie deren bereits in den *Freiburger FrauenStudien* (12/2003) besprochene Magisterarbeit zu Hedwig Dohms Roman *Schicksale einer Seele* („...wir Menschen alle sind Palimpseste...“, Herbolzheim 2000). Gegenstand von *Literatursprünge* ist das erzählerische Werk Friederike Helene Ungers, das von Giesler in einer „möglichst umfassenden Gesamtschau“ (S.11) vorgestellt und analysiert wird. Auch hier stellen die Aspekte ‚Intertextualität‘ und ‚Bildungsroman‘ wieder wichtige Bezugspunkte dar.

Friederike Helene von Unger (1752-1831), Autorin einer Reihe von Romanen und Erzählungen, Verlegerin und Übersetzerin von Rousseaus *Confessions* ist heute höchstens noch denjenigen bekannt, die der Frage nach einem (deutschsprachigen) weiblichen Bildungsroman nachgehen, wird doch Ungers Erstling *Julchen Grünthal* immer wieder als ein solcher diskutiert. Wie Giesler ausführt, lebte und arbeitete Unger im Zentrum des Berliner Kulturbetriebs der Goethezeit. Als Gattin des berühmten Verlegers Johann Friedrich Unger, die bereits vor der Heirat im Verlag mitarbeitete und nach dem Tod ihres Ehemannes von 1804 bis 1811 das Verlagshaus weiterführte, korrespondierte sie mit berühmten Zeitgenossen, darunter Schiller, die Brüder Schlegel und Ludwig Tieck und nicht zuletzt Goethe, dessen *Wilhelm Meister* 1796 im Unger'schen Verlagshaus erschien. Unger war „auf sämtlichen Ebenen des sich eben etablierenden Literatursystems involviert“ (S. 10). Und nicht nur in ihrem Roman *Julchen Grünthal* setzt sich Unger spielerisch-kritisch mit Goethes *Wilhelm Meister* auseinander, dem Paradigma des Bildungsromans überhaupt. Dieser Text stellt, so Giesler, einen durchgängigen intertextuellen Bezugspunkt in Ungers Texten dar.